

Sie kehren jeden Samstag wieder

► Samstag, früher Nachmittag. Der Bus hält, der Student steigt aus, mit ihm noch mehrere weitere Wochenendpendler, auch einige andere Fahrgäste. Hat er die Woche über in Tübingen über Wordsworth und Coleridge oder über die Tracheotomie oder über den Oberrheingraben Neues gelernt, findet er hier das vertraute samstäglich Bild: die Dorfstraße mit ihren verschiedenen Bewohnern, die, von betulich bis rabiät, den Gehweg vor ihrem Haus mit dem Besen traktieren – „Sie kehren jeden Samstag wieder“; einige stoßen gerade noch rechtzeitig mit Besen und Schaufel dazu – fast hätten sie die doch allgemein bekannte Ankunftszeit des Busses versäumt!

Hier findet etwas statt, was zwar bis jetzt nicht zum Weltkulturerbe erklärt wurde, aber doch landeskundlich eine feste Größe ist: die Schwäbische Kehrwoche (die zumindest ich geneigt bin, mit großem S zu schreiben, wie die Märkische Seenplatte oder die Schlesische Dichterschule). Zur räumlichen und zeitlichen Verortung der Kehrwoche lässt sich sagen: Dass sie draußen, in der Öffentlichkeit, stattfindet, ist per definitionem gesetzlich festgelegt, nämlich, dass es sich um das „Reinigen des Gehwegs vor dem Haus“ handelt. Man kann also den Kehrwöchern nicht etwa einen exhibitionistischen Umgang mit ihrer Rechtschaffenheit vorwerfen, weil sie draußen, vor den Augen der Welt, praktizieren.

Im Gegensatz zu dem Ort der Austragung ist dagegen der Zeitpunkt nicht festgelegt, sondern: einmal in der Woche, aber frei wählbar, wann. Der frühe Samstagnachmittag verspricht erfahrungsgemäß ein hohes Passanten-, also Zuschaueraufkommen – wer wollte also den besagten Wöchern und Wöchnerinnen die Wahl dieses Zeitpunktes verübeln?

Die Kehrwoche ist sozusagen intrinsisch gebunden an das Gesehenwerden: Wenn ich beim Keh-

ren nicht gesehen werde, ist es, als hätte ich nicht gekehrt. Häufig gibt es, wo man kehrt, gar keinen Dreck, aber dafür Augenzeugen; man fegt nicht wegen der Sauberkeit, sondern „wegen den Leuten“.

In Häusern mit mehreren Mietern betrifft die Kehrpflicht außer dem Gehweg vor der Haustür auch das Treppenhaus. Ihre Materialisierung ist ein Schild mit der Aufschrift „Kehrwoche“, und dieses wird von Woche zu Woche weitergereicht bzw. dem Nachfolger an die Tür gehängt. So weiß wenigstens jeder, auf wen man mit dem Finger zeigen kann, wenn man irgendwo auf der Treppe ein Schmutzpartikelchen entdeckt hat oder das Treppengeländer mal wieder nicht feucht abgewischt ist.

Das Weiterreichen des Schildes ist verständlicherweise begleitet von durchaus angenehmen Gefühlen, ähnlich denen beim Schwarzer-Peter-Spiel, wenn der Nebenmann endlich die verhasste Karte

aus meinem Fächer gezogen hat und sich jetzt statt meiner damit rumärgern darf: Wenn ich das Kehrwochenschild losgeworden bin, kann ein Dreckbatzen gerne tagelang auf der Treppe liegen – mich stört er nicht, ist ja nicht mein Dreckbatzen.

Das Kehrwochenschild soll übrigens schon mehrmals von Besuchern, wohl eher nichtschwäbischen, fotografiert worden sein. Und die Hiesigen ihrerseits finden wahrscheinlich exotisch, dass die Nichtschwaben etwas so Normales exotisch finden ...

Ob man nun auf dem Gehweg beim Kehren gesehen werden will oder ob man im Treppenhaus dem Pranger entgehen möchte – in beiden Fällen hat die Kehrwoche ihre sachbezogene Hauptfunktion eingebüßt und stattdessen eine soziale angenommen: Sauberkeit ist Nebensache, Hauptsache, das Image stimmt.



Bild: Heidrun Pelz

Die soziale Kontrolle – wäre das Leben nicht netter ohne sie? Sie nötigt uns ein Wohlverhalten ab, das wir freiwillig niemals erbringen würden. Ja – aber das macht sie ja mit den anderen auch. Sie führt – bei allen! – zu einem gesellschaftlich erwünschten Verhalten, und das weit zuverlässiger, als es das (unterstellte) Gewissen oder der Bürgersinn alleine täten.

Die schwarze Pädagogik früherer Zeiten wusste sehr gut um die disziplinierende Wirkung der sozialen Kontrolle: „Pass bloß auf, der liebe Gott sieht alles!“ – Will heißen: „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.“ Selbst der Klingelbeutel in der Kirche wird häufig durch ein offenes Körbchen ersetzt. Die soziale Kontrolle wirkt selbst dann, wenn sie nur als potenzielle Drohung da ist; es reicht, wenn um ihre Existenz gewusst wird.

In den Poesiealben von früher findet sich gerne der biedermeierliche Vers:

Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborgenen blüht,
Sei immer fromm und gut,
Auch wenn es niemand sieht!

Auch wenn es niemand sieht? Darauf ist der normal schlechte Mensch geneigt zu antworten: „Den Teufel werd' ich tun!“ Eben – deswegen ... |

Heidrun Pelz

... ANZEIGE ...



Facettenreicher Rückblick auf die 60er- und 70er-Jahre

War das Jahr 1968 eine Zeitenwende? Frauen hatten kurze Röcke und die Pille, Männer lange Haare, beide hatten Lust auf andere Wohnformen, auf Revolte und Gegenkultur.

„Wir 68er schreiben unsere Geschichte(n)“ – unter diesem Motto begannen 50 Jahre nach „68“ zehn ZeitzeugInnen aus verschiedenen Regionen Deutschlands, markante persönliche Erlebnisse aus den „wilden Jahren“ um 1968 zu dokumentieren. Sie erzählen hier – oft mit Augenzwinkern und Selbstironie – von Demonstrationen und Protestaktionen, von Generationskonflikten um Moral, Kleidung und Musik, von Hippies und freier Liebe, vom Leben in Wohngemeinschaften und vom Reisen per Anhalter. Interviews mit zwei bekannten Freiburger Zeitzeugen runden das Buch ab: Der emeritierte Germanistikprofessor Hans Peter Herrmann und der Rechtsanwalt und Stadtrat Michael Moos beleuchten, was sich 68 und danach in Freiburg und in ihrem persönlichen Leben abspielte. Ein buntes Spektrum von 35 Texten, die diese Epoche des Umbruchs facettenreich widerspiegeln.

Autorengruppe 68: *Die wilden Jahre und wir*

ISBN 978-3-347-03311-5, 224 Seiten,

Paperback 12,- €, E-Book 3,99 €

Zu bestellen in jeder Buchhandlung oder beim Verlag: <https://tredition.de>